

GRUSSWORT: ÜBER DAS ERINNERN

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Mitstreiter und Mitstreiterinnen,

Erinnern tut gut: Wenn dem nicht so wäre, würden wir nicht tausend Wege suchen, das Erlebte festzuhalten: Wir schreiben Tagebücher und bewahren alte Briefe und Kalender auf, fahren zum Klassentreffen und freuen uns, wenn wir die Lieder und Gedichte unserer Kindheit noch auswendig können. Wir pflegen die Gräber unserer Angehörigen, feiern Hochzeitstage und sammeln Reiseandenken. Und vor allem bewahren wir Fotos auf, tausende Fotos.

Aber was, wenn die Erinnerungen von Leid überschattet sind? Wenn die Erfahrungen von Gewalt und Alleinsein so schrecklich sind, dass sie erst Jahrzehnte später das Bewusstsein erreicht haben, Schritt für Schritt und unter Schmerzen? Ich stelle mir vor, wie es wäre, wenn ich – endlich! - soweit bin, dass ich darüber reden kann und möchte:

Bestimmt hätte ich große Angst, dass mir niemand glaubt. Ich kann ja nichts beweisen. Schaffe ich es, jemanden, der mir nahesteht, der zur Familie gehört und den ich einst geliebt habe, zu beschuldigen? Werden die anderen - Geschwister, Mutter, Vater - mich dann schützen? Oder werden sie mir vorwerfen, die Familie zu zerstören? Wird womöglich nachher alles schwerer als vorher? Vielleicht empfinde ich auch Scham - obwohl mich nicht die geringste Schuld trifft. Das Leid wird mich nie ganz verlassen. Wird es Menschen geben, die mich stützen, wenn die Erinnerung mich wieder einmal einholt und ich in Wut und Trauer versinke? Und wenn sich die Sache herumspricht: Wie werden mir meine Freunde, Nachbarn, Kollegen begegnen? Werde ich dann wie eine Gezeichnete herumlaufen? Wird womöglich jeder Konflikt, jeder Fehler, den ich mache, jede Traurigkeit und jede Wut mit dem in Verbindung gebracht, was ich damals erlebt habe?

Ich weiß nicht wirklich, was einem durch den Kopf geht, bevor jemand über erlittenen Missbrauch spricht – ich habe nur versucht, es mir vorzustellen. Aber dass es schwer ist, sehr schwer – da bin ich ganz sicher. Und deswegen habe ich allergrößten Respekt gegenüber Menschen, die das Gefängnis ihres Schweigens verlassen – ohne genau zu wissen, was danach passieren wird.

Sie, die das Erlittene zur Sprache bringen, verdienen aber nicht nur Respekt, sondern auch Dankbarkeit. Ich empfinde diese Dankbarkeit auch ganz persönlich, wenn ich an meine Enkelkinder und ihre Altersgefährten denke. Denn nur, weil Sie geredet haben,

können andere geschützt werden. Nur, weil Sie bezeugen, was geschehen ist, können Schuld und Mitschuld geklärt werden.

Als Sie sich einen Weg durch ihre erlittenen Schmerzen gebahnt haben, waren sie weit weg von diesem behaglichen Erinnern, von dem ich eingangs sprach, mit Klassenfotos, Ferienerlebnissen und familiärer Geborgenheit. Als das Erinnern eine Qual war. Mag ja sein, dass Erinnern gut tut. Aber das kann dauern. Vielleicht, bis Sie Verständnis und Hilfe gefunden haben. Bis Sie spüren, dass Sie lebendig sind, Kraft haben und sich freuen können. Vielleicht dann.

Eigentlich muss ich Ihnen das nicht erzählen – in einem Saal voller Menschen, die die Vergangenheit her geführt hat. Entweder als Betroffene, oder als diejenigen, die es für wichtig halten, dass erfahrenes Unrecht ausgesprochen und begangenes Unrecht benannt wird. Die ihre Solidarität zum Ausdruck bringen wollen. Die in dem Leid, von dem wir heute hören werden, eine gesellschaftliche und politische Aufgabe sehen.

Auch Sie haben etwas auszuhalten: Es ist schwer, diese Geschichten anzuhören. Hinhören, nicht abwenden, gegen Widerstände und Ungläubigkeit ankämpfen. Türen offenhalten, Geld beschaffen, öffentlich Partei ergreifen. Was gibt Ihnen die Kraft, hinzuschauen, nachzufragen, auszuhalten? Was richtet Sie wieder auf, wenn Sie erschöpft oder enttäuscht sind? Es ist gut, sich diese Frage ganz persönlich zu stellen und zu beantworten.

Es gibt darauf keine allgemeinen Antworten. Doch der Austausch, das Zuhören ist wertvoll, auch unter denen, die helfen möchten. Wer sich als Seelsorgerin, als politisch handelnde Person, als Arzt oder Therapeutin, vielleicht auch einfach als Freund oder Freundin – immer wieder mit Leid und Verletzungen beschäftigt, ist gut beraten, auch die eigenen Gefühle zu klären und zu respektieren.

Ich bin in der DDR großgeworden, und ich kann mich nicht erinnern, dass sexueller Missbrauch jemals ein Thema war – nicht in der Schule, nicht in der Familie, nicht in Büchern oder Medien. Im Alltag einer sozialistischen Gesellschaft gab es so etwas nicht. Zwar war auch ich auf etwas diffuse Weise davor gewarnt worden, nichts von Fremden anzunehmen und schon gar nicht mit ihnen mitzugehen. Irgendwann gab es auch mal einen „Polizeiruf 110“, da war eine Frau vergewaltigt und ermordet worden. Aber das waren schreckliche Einzelfälle, die Täter Menschen, die außerhalb der Gesellschaft standen, keine Väter oder Erzieher oder gar Geistliche.

Ich weiß nicht genau, wann ich verstanden habe, dass Gewalt und Missbrauch nicht verschwiegen werden dürfen, erst recht nicht, wenn sie politisch gewollt oder geduldet sind. Vielleicht war es Anfang Oktober 1989, als hunderte überwiegend junge Leute von Polizei und Sicherheit misshandelt worden waren. Wir bateten sie aufzuschreiben, was ihnen widerfahren war. Das war gut für sie – und wir hielten Beweise für die staatliche Gewalt in den Händen.

Nur zwei Jahre später beauftragte das Brandenburger Ministerium für Bildung, Jugend und Sport Wissenschaftler damit, das Erziehungssystem in der DDR zu untersuchen: Die Schulen, die Massenorganisationen, die Kinderheime. Die Ergebnisse wurden in vier Bänden veröffentlicht, manche Fakten zum ersten Mal. Aber so wichtig das auch war: Heute muss ich feststellen, dass die Frage des sexuellen Missbrauchs in Schulen, im Sport oder in Heimen dort nicht behandelt, ja nicht einmal gestellt wurde. Wir – auch ich persönlich – waren noch weit entfernt von der Erkenntnis, dass Missbrauch ein gesellschaftliches Massenphänomen war und auch in Kinderheimen zum Alltag vieler Jugendlicher gehörte.

Später, in meinen Jahren als Bundesbeauftragte, gehörte die Erinnerung an Haft, Zersetzung und Verrat zu den zentralen Themen meines Amtes. Und ich entdeckte immer mehr Parallelen zwischen der persönlichen Erinnerung und dem Umgang von Staaten und Gesellschaften mit ihrer Vergangenheit.

Wie beim einzelnen Menschen geht auch für Gesellschaften lebendige Erinnerung stets mit sehr unterschiedlichen Gefühlen einher – vorausgesetzt, wir verschließen unsere Augen nicht vor allem, was uns weh tut oder was wir nicht wahrhaben wollen. Es ist schwer, sich dem Leid zuzuwenden, das wir selber erfahren oder anderen zugefügt haben, der eigenen Verantwortung, dem kleinen oder großen Verrat an der Freiheit. Das tut weh und ist mit Scham verbunden. Doch das halbe Erinnern setzt im Grunde die Logik der Diktatur fort. „Eine halbe Wahrheit ist eine ganze Lüge“ sagt Wolf Biermann.

Eine demokratische Kultur des Erinnerns ist mehr als „Vergangenheitsbewältigung“ oder „Aufarbeitung“. Sie geht davon aus, dass unsere Geschichte Teil unseres selbst ist, und dass sie zu verleugnen hieße, uns selbst zu verleugnen. Und zweitens bemüht sie sich, der Wahrheit so nahezukommen, wie wir es vermögen. Sie blendet die dunklen Seiten unserer Geschichte nicht aus, erlaubt uns aber und ermutigt uns dazu, uns an guten Erinnerungen zu freuen und vielleicht sogar stolz darauf zu sein.

Die SED-Diktatur war mehr als Stasi, Mauer und Gefängnis, sie durchdrang den Alltag und beeinträchtigte und beschädigte das Leben aller Menschen in der DDR.

Erinnerungskultur schließt deshalb das Gespräch über die alltäglichen Erfahrungen ein: über die Bevormundung und Gängelung, darüber, dass es in der DDR weder eine unabhängige Justiz noch freie Medien gab, dass Kinder zum Lügen erzogen wurden und Erwachsene anstelle freier Wahlen fertig ausgefüllte Zettel zu falten und in Kisten zu stecken hatten. Und dass die Moral der sozialistischen Gesellschaft nichts als ein verlogener Mythos war, auch wenn viele das bis heute abstreiten. Sie haben eine andere DDR erlebt: Wer sich nicht bewegt, spürt keine Ketten.

Seit ungefähr fünfzehn Jahren hat der internationale Diskurs zum Umgang mit Diktaturfolgen an Intensität zugenommen. In meiner Zeit als Bundesbeauftragte für die Stasi-Unterlagen habe ich von Jahr zu Jahr mehr Gäste aller Welt empfangen, die auch Diktaturen überwunden hatten und nach Wegen suchten, mit dieser Vergangenheit umzugehen. Sie waren gekommen, um sich über unsere Arbeit zu informieren und Erfahrungen postautoritärer Gesellschaften auszutauschen. Natürlich sind diese Erfahrungen hinsichtlich des erlittenen Leidens und der Zahl zu beklagenden Opfer dramatisch verschieden. Und doch konzentrierten sich die Diskussionen letztendlich immer auf wenige Fragen:

Was brauchen die Opfer? Wie gehen wir mit den Tätern um? Wie werden Fakten gesichert? Gibt es Zugang zu den Archiven? Und was lässt sich tun, um wieder zu einer zivilen, freien Gesellschaft zurückzukehren?

Das gilt im Großen, aber eben auch im Kleinen, für jede einzelne Person, die im Schatten ihrer bösen Erinnerungen lebt. Echtes Selbst-Bewusstsein schließt immer auch die eigene Geschichte ein. Und wer selbstbewusst und glaubwürdig für die Freiheit eintreten und demokratische Tugenden und Verhalten fördern möchte, tut gut daran, sich auch aufrichtig der eigenen Vergangenheit zu stellen.

Deswegen übertreibe ich wohl nicht, wenn ich sage, dass all jene, die Leid erlitten und den Mut gefunden haben, darüber zu sprechen, ein Vorbild für uns alle sind.

Haben Sie Dank für Ihre Aufmerksamkeit.